Ist hier noch frei?

Von einer Stadt erwartet man meistens, dass sie sich irgendwie vorstellt. Vielleicht ein Name am Bahnhof. Oder ein Stadtwappen. Vielleicht ein paar historische Daten auf irgendeiner zu groß geratenen Tafel - um zumindest nicht völlig unvorbereitet durch die Gegend zu laufen.

Denn eine Stadt erinnert nun mal an vieles. An Kaiser. An Kriege. An große Männer - übrigens mit noch größeren Statuen. Und eine Stadt liebt. Sie liebt Jahreszahlen. Sie liebt ihr Jubiläen. Sie liebt eigentlich alles, was auf eine riesengroße Tafel passt.

Nur der Alltag - der bleibt noch meist verstaubt, da Städte eine äusserst merkwürdige Angewohnheit haben - Städte tun oft so, als hätten sie über die ganzen Jahrhunderte nur Gebäude und Mauern gesammelt. Merkwürdig - dabei sammeln sie Menschen.

Und mit Menschen lässt sich der Alltag nun mal schlecht einmeißeln.

Ein Denkmal für die Frau, die seit über dreißig Jahren beim gleichen Händler einkauft? Uninteressant. Eine Gedenktafel für den Nachbarn auf, der jeden Morgen lächelnd in einer anderen Sprache grüßt und eine andere Geschichte mitbringt? Langweilig.

Dabei entsteht *Stadt* genau dort.

Nicht bei den historischen Reden, bei denen Menschen (übrigens manchmal sehr überzeugend) erklären, wie wichtig denn *Begegnung* sei - als würde man *Begegnung* tatsächlich planen können.

Denn *begegnen* tun sich Menschen doch meistens eher zufällig. Im Treppenhaus. Oder auf dem Markt. Beim Warten. Oder beim Streit um einen Parkplatz.

Zivilisation hat sich meistens darin gezeigt, ob irgendjemand doch tatsächlich mal bereit ist einfach mal so *Türen aufzuhalten.*

Und ein Spaziergang durch ein Berliner Viertel zeigt das. Er zeigt, dass ein Spaziergang eine Bewegung ist - durch Schichten der Vergangenheit. Denn unter jedem Pflaster liegt eine Entscheidung.

Wer durfte bleiben? Wer musste gehen? Wer wurde erinnert? Wer verschwand aus dem Gedächtnis, obwohl er einmal ganz selbstverständlich dazugehört hat?

Und genau das ist eben der Punkt - Menschen bauen etwas gemeinsam auf und erzählen später, als hätten sie niemals nebeneinander gelebt. Traurig. Geschichte könnte uns dies tatsächlich bestätigen - und gewährt uns im selben Atemzug auch etliche Beispiele zu einem anderen menschlichen Durcheinander.

Nehmen wir Thessaloniki. Eine Stadt am Meer. Ein Ort, an dem Waren ankamen - und natürlich auch Geschichten gleich mitgeliefert wurden.

Gewürze. Bücher. Gerüchte. Und Menschen.

Über lange Zeit hinweg lebten dort Christen, Juden und Muslime. Und zugegeben - nicht in einer unbedingt perfekt ausgewogenen Harmonie.

Denn Menschen bleiben Menschen. Sie streiten, grenzen sich aus, misstrauen einander oder verteidigen ihre Traditionen - ja - trotzdem standen all ihre Häuser nebeneinander.

Das alles klingt so nach Alltag und banal. Aber womöglich ist Banalität eben irgendwie cool und entscheidend - denn *Zusammenleben* ist kein feierlicher Vertrag.

Zusammenleben bedeutet eine Hauswand zu haben, oder einen Gartenzaun oder einen anderen Marktstand. Manchmal funktioniert es mit Nähe und Verbindung - und manchmal auch nur mit Abgrenzung und Distanz.

Ja, wir möchten den anderen kennen – aber bitte nicht zu genau. Und ja, wir möchten Vielfalt – solange sie unseren gewohnten Komfort nicht verändert.

Denn *Zusammenleben* bedeutet nicht, dass Unterschiede einfach mal so verschwinden. *Zusammenleben* bedeutet, das Menschen interessanterweise lernen müssen, mit Unterschieden zu leben. Oder?

Doch halt - wir lieben ja Begriffe. *Große* Begriffe. So wie Frieden, Einheit oder Gemeinschaft. Sie klingen so *wunderbar.* (Fast schon zu wunderbar)

Der Alltag dagegen ist doch meist kleiner. Und leiser.

Er heißt:
Guten Morgen.

Er heißt:
Darf ich kurz durch?

Er heißt:
Das ist mein Parkplatz.

Er heißt:
Das Paket liegt beim Nachbarn mit dem türkischen Namen.

Das sind die Bewegungen einer Stadt.

Und doch ist ja unser gesellschaftliches Hobby das Wort *Integration.* Und zwar *Integration* als modernes Projekt.

Als hätte die Menschheit erst vor wenigen Jahrzehnten entdeckt, dass Zusammenleben eine innovative Erfindung sei. Städte haben dieses Experiment schon seit Jahrhunderten betrieben.

Manchmal erfolgreich. Manchmal katastrophal - aber immer real. Wie Berlin.

Berlin ist ein Stadt, die sich gern über ihre Brüche definiert. Mauern. Teilungen. Neuanfänge.

Aber eine Stadt ist mehr als ihre historisch verankerten und touristisch gern gelesenen Definitionen. Eine Stadt ist eher ein Theke, an der über Jahrhunderte Menschen immer wieder Platz nehmen.

Manche sitzen lange dort (oder kommen später dazu). Und manchmal behauptet auch jemand, die Theke habe schon immer ihm gehört.

Hmmm.

Aber wann genau gehört denn jemanden eine Stadt?

Oder etikettenreicher gefragt - wann genau wird man denn Teil einer Stadt?

Nach zehn Jahren? Nach hundert? Wenn ein Name auf einem Denkmal eingraviert wurde? Wenn Sprache in sämtlichen Zeitformen akzentfrei beherrscht wird?

Oder reicht es, wenn jemand morgens einfach mal die Straße betritt,
sich streckt, in die Welt hinaus gäääähnt und die Tür wieder hinter sich zuknallt?

Mit Sicherheit gehört eine Stadt nicht nur denen, die ihre Vergangenheit geprägt haben. Man horche und staune - *eine Stadt gehört auch denen, die ihre Gegenwart tragen.*

Vielleicht erklärt das auch, warum die Geschichte des Wissens so viel friedlicher aussieht als die Geschichte der Politik - wer weiß.

Wissen prüft oft zuerst den Gedanken. Danach erst den Absender - selten umgekehrt.

Während Herrscher willkürlich Grenzen verschoben, wanderten irgendwelche Ideen seelenruhig darüber hinweg.

Nehmen wir Córdoba und Toledo. Zwei Städte. Zwei Beweise für verlorene Harmonie. Angeblich.

Das ist jedoch ungefähr genauso klug, wie eine Familienfeier nach dem Dessert zu beurteilen. Denn die Torte auf dem Gartentisch, die sieht man -

aber nicht den Streit in der Küche.

Natürlich gab es Konflikte. Cordoba und Toledo waren keine frühe Version einer friedlichen Weltgemeinschaft. Die mittelalterlichen Städte kannten Machtkämpfe und religiöse Spannungen.

Niemand hätte damals das Wort „Diversität“ auf ein Banner geschrieben und sich dafür feiern lassen.

Dafür hatten die Menschen schlicht zu viel zu tun.

Sie regierten.
Sie stritten.
Sie handelten.
Sie übersetzten.

Moment.

dieses letzte Wort verdient Aufmerksamkeit.

Übersetzen.

Es klingt nach Grammatik. Nach Wörterbüchern. Nach stillen Räumen.

In Wahrheit ist *Übersetzen* ein eigen eher umeinschätzbares Projekt. Denn man nimmt einen Gedanken, der in einer Sprache geboren wurde - und vertraut darauf, dass er in einer anderen weiterleben kann.

Und das alles nur mit Papier, Tinte und Geduld.

Menschen, die sich über Sätze beugen - als hinge etwas von ihnen ab.

Tat es auch. Ein Großteil der Menschen beschäftigte sich oft mit Besitz -
und andere eben mit *Gedanken.*

Denn man beachte - griechische Philosophie gelangte über arabische Übersetzungen und Kommentare in neue Zusammenhänge. Jüdische Gelehrte vermittelten dabei zwischen den Sprachwelten. Christliche Gelehrte machten diese Texte schließlich im lateinischen Europa zugänglich.

Und das ist so eben mal eine der Hauptachsen der Geschichte. Auch wenn diese uns eher *nichtlinea*r durch verschiedene Religionen, verschiedene Sprachen, oder durch verschiedene Weltbilder führt.

Kultur entsteht selten im Alleingang. Wir erzählen sie nur gern mit klaren Besitzverhältnissen.

Unsere Tradition.
Unsere Werte.
Unsere Kultur.

Das klingt fast wie eine gut sortierte Kommode. Die Wirklichkeit ähnelt allerdings eher einem überfüllten Dachboden. Alles liegt durcheinander.

Ein Begriff stammt aus dem Griechischen. Die Erklärung aus dem Arabischen. Der Kommentar aus dem Hebräischen. Die Abschrift aus dem Lateinischen.

Und am Ende erklärt doch tatsächlich irgendjemand (mit ernster Stimme),
das alles sei *„schon immer“* ausschließlich *„sein“* kulturelles Erbe gewesen.

Ein Ehrgeiz, der bewundernswert ist. Vor allem seine Fantasie.

Dumm nur, dass fast jede Bibliothek ein leiser Widerspruch gegen diesen Wunsch nach kultureller Reinheit. Denn jedes Regal erzählt von Begegnungen. Von Menschen, die bereit waren, vom anderen zu lernen,
obwohl sie ihn möglicherweise nie eingeladen hätten, die eigene Tochter zu heiraten.

Auch das gehört zur Wahrheit.

Lernen ist manchmal einfacher als Vertrauen. Und dennoch beginnt genau dort Veränderung - Geschichte ist und bleibt in Bewegung.

Immer.

Mit jedem Menschen, der weiterlebt. Mit jeder Sprache, die dazukommt.
Mit jeder Erfahrung, die sich zwischen ältere legt.

Und nun, liebe Anwesende, zum Abschluss mal ein etwas merkwürdiger Gedanke - es gibt einen Gegenstand, der von seiner historischen Bedeutung her erstaunlich oft unterschätzt wird -

der Tisch.

Über Tische schreibt niemand Heldengedichte. Sie sind selbstverständlich und meist eher uninteressant. Vier Beine. Eine

Platte. Manchmal etwas wackelig - und haben vermutlich mehr erlebt als mancher Regierungssitz.

An Tischen wird gegessen. Gehofft. Verhandelt. Entschieden. Geschwiegen.
Gelogen. Geweint. Verziehen. Manchmal sogar an einem einzigen Nachmittag.

Und der Kaffee hat daran sicherlich seinen gewichtigen Anteil. Millionen Menschen kommen täglich in seinen Genuss. Ein Getränk, das irgendwann aus der arabischen Welt über das Osmanische Reich nach Europa kam.

Warum? Es roch einfach nur gut. Irgendwann stand es wie eine alltägliche Gewohnheit in einer Tasse auf dem Tisch - ohne dass sich heute kaum noch jemand mehr fragt, auf welcher Reise diese Bohne eigentlich war.

Tja. Das ist das Schicksal erfolgreicher Kultur - sie verschwindet in ihrer *eigenen Selbstverständlichkeit.*

Aber der Kaffee wäre kein Kaffee, wenn er nur ein neues Aroma mit sich bringen würde. Nein. Er prägte auch ebenso eine ganz bestimmte Form von menschlichem Komfort -

das Sitzen.

Überrascht?

Dann denken Sie einmal darüber nach -

Wer sitzt, hat (in der Regel) Zeit. Wer Zeit hat, nutzt sie irgendwie. Manchmal mit dem Smartphone, mit einem Buch, mit einer Zeitung, mit nachdenken -
und manchmal auch mit Gesprächen.

Welchen Mehrwert sollten Kaffeehäuser in europäischen Städten denn sonst haben?

Orte, an denen Kaufleute Geschäfte besprachen, Schriftsteller Manuskripte zerlegten und zerrissen, Studenten klüger werden wollten und Politiker tatsächlich überzeugt waren, bereits klug zu sein -

manches davon hat sich bis heute erstaunlich wenig verändert.

Und womöglich ist es kein Zufall, dass ausgerechnet ein Getränk dabei half,
in Europa *das Gespräch* zu kultivieren.

Denn *das Gespräch* beginnt meistens mit einer Nebensächlichkeit.

„Darf ich den Stuhl haben?
„Wie spät ist es?
„Ich müsste mal…“
„Schmeckt´s?

Aus solchen Sätzen wächst erstaunlicherweise Gesellschaft.

Und natürlich waren auch Kaffeehäuser keine Utopie. Nicht jeder war willkommen. Auch dort saßen Vorurteile mit am Tisch. Sie bestellten nichts - und waren einfach nur an ihrem Platz.

Und dennoch entstand etwas. Nicht Harmonie (die ist ohnehin überschätzt) -
sondern Gewöhnung.

Denn der Mensch fürchtet sich oft vor dem Fremden - *dem Gewohnten vertraut er.*

Und diese Gewöhnung hat im Alltag ihren eigenen Rhythmus - man begegnet demselben Gesicht. Man hört dieselbe Sprache. Man hört dieselben Gespräche - auch wenn man sie nicht versteht (und wahrscheinlich auch nie verstehen wird).

Man hielt es irgendwie aus, dass am Nebentisch jemand saß, der anders lebte und nickte sich irgendwann zu.

Immerhin.

Und womöglich wunderte man sich irgendwann später, dass der andere einmal fremd gewesen sein soll.

Vielleicht ist das mehr, als wir heute manchmal schaffen. Heute ist der Mechanismus des gegenseitigen Blockieren einfacher als die sogenannte *Begegnung.*

Menschen sind kompliziert - denn sie möchten verstanden werden. Zugleich möchten sie aber auch möglichst selten missverstanden werden. Beides gelingt erstaunlich unzuverlässig.

Doch wenn wir heute durch dieses Berliner Viertel gehen, begegnen wir einer langen christlich-jüdischen Geschichte. Sie ist überall sichtbar. Sie erzählt von Nachbarschaft und Verfolgung, von Verlust und der beharrlichen Kraft des Erinnerns.

Bis heute.

Und heute sitzen andere mit an dem Tisch, an dem diese Geschichte erzählt wird. Menschen mit neuen Geschichten. Mit anderen Gebeten und anderen Sprachen. Mit anderen Traditionen und anderen Familienerinnerungen.

Auch sie hören zu.

Ein Tisch wird ja nicht kleiner, nur weil jemand dazukommt -

im Gegenteil - er lädt sogar dazu ein, mehr miteinander zu teilen.

Oder?

Liebe Anwesende, lassen sie uns nun gemeinsam durchatmen und die irgendwo im Raum stehende Frage betrachten, was denn am Ende des heutigen Tages bleibt?

Am Ende des heutigen Tages bleiben wahrscheinlich Erinnerungen.

Die meisten davon sind sicherlich historisch erkenntnisreich und tief, einige auch traurig und schockierend. Aber vielleicht tragen sie diese Erinnerungen irgendwann einmal mit in ein Café.

In ein Café, in dem Sie einem Menschen begegnen, dessen Geschichte sie gar nicht kennen. Sie könnten natürlich auch schweigend an ihm vorbeigehen - das wäre auch ok.

Oder Sie könnten sich in dem Augenblick an eine Frage erinnern, die in Deutschland zu den freundlichsten überhaupt gehört.

Eine Frage, mit der vielleicht genau das beginnt, was wir *Begegnung* nennen.

Sie besteht aus vier Wörtern.

„Ist hier noch frei?

©Orhan Şenel